

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 19

Beilage zur Gleichheit

1916

**Inhaltsverzeichnis:** Prometheus. Gedicht von Peter Hille. — Mesopotamien. Von Gg. Engelbert Graf. — Der Mütter Wittgang. Ein antikes Tendenzdrama für den Frieden. (Schluß.) — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Lucy Stone. (Fortf.)

## Prometheus.

Entgegengeschmiedet Auf schroffem Fels Den Pfeilen der Sonne, Dem Hagelgepraßel, Trotz' ich, Olympier, dir. Der wiederwachsenden Leber Suchende Fibern Hast mir des Geiers Biß Aus klaffender Wunde. Ein Wimmern, glaubtest, Olympier, du, Würden die rauschenden Winde	Ins hochaufstrebende Ohr dir tragen? Nicht reut mich der Mensch, Der Leben und Feuer mir dankt, Nicht seh' ich Entsehlung von dir.  Jahrhunderte will ich Selbstentzückt durchdauern, Jahrtausende, Wenn dir die Lust nicht schwindet, Wenn der Trohnde nicht Zu glücklich dir scheint. Peter Hille.
--	---

## Mesopotamien.

Von Gg. Engelbert Graf.

Das Vorrücken russischer Truppen von Armenien aus nach Süden und von Mittelpersien gegen Westen in die östlichen Gebiete des türkischen Reiches, mehr noch die Kämpfe zwischen Türken und Engländern am Tigris und die Kapitulation des englischen Heeres unter General Townshend in Kut el Amara haben wohl manchen veranlaßt, seinen Atlas aufzuschlagen, um sich über die Lage dieses seit dem Fall von Kiautschou östlichsten Kriegsschauplatzes zu unterrichten. Eigentlich wäre das ja schon früher nötig gewesen. Denn die mesopotamische Frage — um die handelt es sich hier — spielt schon längere Zeit, und Mesopotamien bezeichnet einen Zielpunkt der derzeitigen deutschen imperialistischen Politik. Eines der wichtigsten Ziele sogar. Gerade im Laufe des letzten Jahrzehnts ist immer mehr die koloniale Überlandpolitik zum Ausdruck gekommen, die in südöstlicher Richtung das Meer zu gewinnen und zwischen diesem und dem Reich eine „wirtschaftliche Interessensphäre von Berlin bis Bagdad“ zu schaffen sucht. Industrielle Unternehmungen, Eisenbahnbauten und -projekte, Wertspekulationen und Propagandaartikel in der Presse der beteiligten Kreise zeigten schon längere Zeit, wohin der Kurs geht.

Mesopotamien (das heißt: das Land zwischen den beiden Flüssen, im weiteren Sinne das Land im Bereich der beiden Ströme Euphrat und Tigris) ist kulturgeschichtlich für uns vielleicht das bedeutungsvollste Land. Ein gut Teil der Kulturereignisse der vorgegeschichtlichen und frühgeschichtlichen Zeit stammt daher, und die ältesten geschichtlichen Überlieferungen lassen sich hier um so viel Jahrtausende zurückverfolgen, wie im östlichsten Deutschland um Jahrhunderte. Schon die biblischen Überlieferungen über die angeblich ersten Menschen und die Sintflutkatastrophe weisen auf Mesopotamien. Vor über sechs Jahrtausenden lebten hier die Sumerer; was der Spaten an Kulturresten dieses Volkes zutage fördert, weckt immer von neuem das Staunen und die Bewunderung der Forscher. Zwei Jahrtausende später treffen wir auf demselben Boden die Reiche Assyrien und Babylonien, Weltreiche ihrer Zeit, die bis zum Mitteländischen Meer sich erstreckten. Später war das Gebiet ein Teil des Alexander- und dann des Römerreiches. Vor etwa einem Jahrtausend wurde es dann durch seine Lage als wichtiges Handelsdurchgangs- und Produktionsland unter dem Herrscherherrschaft der Sassaniden mit ihrer Residenz Bagdad zu neuer Blüte erweckt, bis es, etwa von der Zeit der Kreuzzüge ab, den Stürmen der Türkenwanderungen erlag. Da von nun ab der Weltverkehr andere Bahnen einschlug, verwahrloste es mehr und mehr und verfiel wieder in Unkultur. Eigentlich erst seit der Projektierung und Erbauung des Suezkanals hat sich die Aufmerksamkeit der europäischen Großmächte wieder auf den nahen Orient, auf Vorderasien, gelenkt. Damit hat unter anderem auch Mesopotamien seine Bedeutung wieder erlangt als Durchgangsgebiet für den Überlandverkehr von Europa nach Indien und Ost-

asien, in zweiter Linie sodann als mögliches Produktionsgebiet wichtiger Rohstoffe.

Mesopotamien zerfällt in geographischer und kultureller Hinsicht in zwei scharf voneinander zu sondernde Gebiete. Kommt man vom Westen, vom syrischen Gebirge, oder vom Norden, vom armenischen Hochland, so betritt man da, wo Euphrat und Tigris noch in großem Abstand voneinander fließen, zunächst das obere Mesopotamien. Es ist das ein Landstrich, der ungefähr zwischen dem 31. und 37. Grad südlicher Breite liegt, das Gebiet des alten Assyriens, heute mit der Landschaft El Dschesireh zusammenfallend. Wir befinden uns hier auf einer Art Hochebene, die durchschnittlich in einer Meereshöhe von 400 bis 500 Metern verläuft, und in die Euphrat und Tigris sowohl wie ihre Nebenflüsse ihr Bett in tiefen, meist recht engen Schluchten eingeschnitten haben. Im ganzen ist es heute eine weite Steppe; Weideland und Gerstfelder wechseln mit Odland ab. Eine oft mehrere Meter mächtige Erdkrume bedeckt den kalkigen Untergrund; nur hier und da finden sich Reste vorzeitlicher Lavaströme und Tuffsteinlagerungen. Das Klima ist gemäßig, die Bewässerung, vor allem in der Nähe des Gebirgsstandes, ausreichend, aber lange nicht genügend ausgenutzt.

Einen durchaus anderen Charakter trägt das südliche Mesopotamien, das Babylonien des Altertums, das Irak Arabi der Türken. Es hat sich auch im Vergleich zu den Verhältnissen des Altertums am meisten geändert. Schon rein geographisch. Heute vereinigen sich Euphrat und Tigris oberhalb Korna zum Schatt el Arab, der nach etwa 150 Kilometer langem Lauf unterhalb Mohammera in den Persischen Meerbusen mündet. Der Persische Meerbusen erstreckte sich aber selbst in historischer Zeit noch über die heutige Vereinigungsstelle der beiden Flüsse hinaus landeinwärts. Das untere Mesopotamien ist von Euphrat und Tigris ausgeschüttet worden, die auch heute noch mit ihren Schutt- und Geröllmassen das Mündungsdelta immer weiter nach Südosten vorschieben. Die halbbaische Stadt Suripal lag vor 4000 Jahren noch an der Küste, heute befinden sich ihre Ruinen 210 Kilometer von der Schatt-el-Arab-Mündung entfernt. Noch im siebten vordchristlichen Jahrhundert gab es keinen Schatt el Arab, und Euphrat und Tigris mündeten getrennt ins Meer. Das deutet auf ein jährliches Wachstum des Deltarandes ins Meer hinaus von durchschnittlich 500 Metern, das Wachstum beträgt aber bei der heutigen Wasserarmut der Flüsse gegenwärtig nur noch etwa 50 Meter. Der Boden dieses Gebietes von Bagdad an abwärts ist ein schwarzgrauer Aufschwemmungsboden, der außerordentlich fruchtbar ist, vorausgesetzt, daß er entsprechend bewässert wird. Daran aber hapert es heute.

Das untere Mesopotamien hat im Gegensatz zum oberen ein subtropisches Klima, das etwa mit dem des Nilsals zu vergleichen ist; die Verdunstung und Austrocknung des Bodens ist daher außerordentlich stark. Im Altertum hatten sich Sumerer und Babylonier ein ausgedehntes Kanalsystem geschaffen, das dieser Ungunst abhalf. Vor allem wurden die Gewässer des Tigrisgebiets zur Bewässerung benutzt. Der heute noch bei Kut el Amara abzweigende, allerdings verwilderte Kanal Schatt el Hai war noch zur Zeit Alexanders des Großen einer der Hauptzuleitungskanäle, der sich etwa 170 Kilometer weiter abwärts mit dem Euphrat vereinigte und unter Harun al Raschid das Bett des unteren Tigris selbst war. Jedenfalls waren die Wasserbauten Mesopotamiens eines der Wunderwerke des Altertums. Ihre Bedeutung erhellt schon allein daraus, daß das Land zur Zeit der Sassaniden, also noch vor etwa einem Jahrtausend, gegen 25 Millionen Einwohner zählte, heute sind es nur noch anderthalb Millionen. Odland und weite Flächen überziehende, unzugängliche Sümpfe, dazwischen vereinzelt Kulturoasen, das ist alles, was von der ehemaligen Blütezeit übriggeblieben ist. (Schluß folgt.)

o o o

## Der Mütter Wittgang.

Ein antikes Tendenzdrama für den Frieden.

(Schluß.)

Sehr lehrreich ist die Stellung des Dichters zur Frage der Verfassung. Athen war demokratische Republik, ursprünglich auf ständischer Grundlage. Mit der Entwicklung einer mehr kapitalistischen Wirtschaftsweise hatte sich die Verfassung immer mehr einer reinen Demokratie genähert. Nur durch den Fortfall aller ständi-



ischen Schranken und Privilegien konnten sich die vorhandenen kapitalistischen Ansätze auswirken. Die Demokratie war im Interesse der Emporkömmlinge und rücksichtslosen Geschäftemacher. Euripides ist zu sehr Volksmann, um ihre guten Seiten zu ignorieren, und zu sehr Freund einer stabilen, grundsätzlichen Politik, um nicht die Elitenwirtschaft und Demagogie, in die die athenische Demokratie auszuarten drohte, von ganzem Herzen zu verdammen. Er ist nicht Aristokrat wie die spartafreundliche Richtung unter den großen Grundbesitzern seiner Heimat, aber ihm schwebt als Ideal einer Staatsverfassung so etwas wie eine demokratische Monarchie vor Augen, ein Ideal, für das auch heute noch mancher sozialgesinnte Bürgerliche schwärmt, und das überall da aufkommt, wo der proletarische Klassenkampf nicht dafür sorgt, daß die bürgerliche Demokratie aus einem Werkzeug kapitalistischer Geschäftemacherei in ein Mittel des Kulturfortschritts verwandelt wird.

Um den Athenern seine Anschauung nahe zu bringen, läßt Euripides den thebanischen Herold in einem Wortgefecht mit Theseus die Vorzüge der absoluten Monarchie entwickeln. Gründe werden ins Feld geführt, die uns aus der politischen Arena von heute nicht ungewohnt im Ohre klingen.

#### Eines Mannes Wille

beherrscht den Staat, den ich verrete, nicht  
die Pöbelmasse noch ein Volksbeschwäher.

Die Muse, nicht der Drang des Augenblicks  
erzieht den Staatsmann, und dem armen Bauern,  
selbst wenn er fähig ist, läßt schon die Arbeit  
kaum Zeit, an das gemeine Wohl zu denken.

Theseus verteidigt die Demokratie, die formale Gleichheit aller vor dem Gesetz und die Redefreiheit, wir würden heute sagen die Presse- und Versammlungsfreiheit. Er sagt:

Das schlimmste für ein Volk ist Einzelherrschaft.  
Da gilt vor allen Dingen kein Gesetz,  
das über allen stünde, sondern einer  
besitzt die Macht; sein Will' ist das Gesetz.  
Wo bleibt die Gleichheit da? Ganz anders, wo  
geschriebenes Recht gilt, arm und reich denselben  
Gesetzen unterliegen, der Geringe  
dem Großen obliegt in gerechter Sache.  
Und jener Ruf der Freiheit: „wer dem Staate  
mit gutem Räte dienen will, der rede“.  
Da bringt das Reden Ehre, und das Schweigen  
ist jedem unbenommen: das ist Gleichheit.

Der bürgerliche Demokrat, als der Theseus hier erscheint, sieht in der gewalttätigen Tyrannei die größte Gefahr auch für den Bevölkerungszuwachs. Nur „wo das Volk die Herrschaft führt, da freuen alle sich, wenn frischer Nachwuchs die Bürgerschaft vermehrt“. — Sicher gehörten die Ausführungen der beiden Streitenden zu den Argumenten, die jedem Athener aus dem Parteienstreit in seiner Vaterstadt geläufig waren. Wie sich Euripides wahrscheinlich die Lösung dachte, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dem Gespräch des Theseus mit seiner Mutter entnehmen. Theseus ist bereit, die Thebaner, wenn es nicht anders geht, mit Waffengewalt zur Anerkennung des Völkerrechts zu zwingen. Aber das Volk soll den Feldzug beschließen. In diesem Zusammenhang entschließt sich ihm das Wort, das auch von einem konstitutionellen Monarchen heute gesprochen sein könnte:

Wenn ich es will, so werden sie's beschließen;  
allein die Bürger folgen williger,  
wenn sie mitreden dürfen.

Theseus also als das Ideal des guten, verfassungsmäßigen Fürsten, dem der Chor zuruft:

Freudern leihest du nie den Arm,  
du vertrittst die gute Sache.

Daß Euripides sich mit Theseus indentifiziert, geht schon daraus hervor, daß er diese Hauptperson des Dramas durchweg als Idealbild zeichnet. Er ist der einzige, der im Siege nicht übermütig wird. Der Vortag, der den Harrenden den Verlauf der Schlacht in einer bei den alten Tragikern so beliebten Vortagsrede schildert, bricht zuletzt in die begeisterten Worte aus:

Ja, solchen Feldherren soll ein Volk sich wählen,  
der in der Stunde der Entscheidung Mut  
bewährt und doch den Übermut des Pöbels  
verachtet, welcher sich im Glück vermiszt,  
die allerlehten Stufen zu erklimmen  
und so verscherzt, was er gewinnen konnte.

Als Kleinbürgerlicher Demokrat konnte sich Euripides, so sehr er in vielen Dingen über den Gesichtskreis seiner Zeitgenossen sich erhob, die Aufrechterhaltung des Friedens und des Völkerrechts gar nicht anders denken. Wir Sozialisten legen heute auf internationale Schiedsgerichte und Abrüstungsverträge der kapitalistischen Staaten unter sich keinen Wert. Wir haben gelernt, die Ursache der Kriege, ja selbst von sogenannten Völkerrechtsbrüchen, nicht im guten oder schlechten Willen, der „Lüde“ oder „Barbarei“ der Kriegführenden zu suchen, sondern in der anarchischen Wirtschaftsweise, die immer wieder zu katastrophalen Zusammenstößen der einzelnen Mächtegruppen führen muß. Es ist ein und dieselbe Heuchelei, ob kriegsführende oder neutrale Staaten sich heute als Schützer der Kultur und Menschenrechte aufspielen. Die Kriege der kapitalistischen Staaten werden weder um die Kultur noch um die Menschenrechte geführt, sondern in der Hauptsache stets um die wirtschaftliche und politische Macht. Wir wissen daher auch, daß die schönsten Schiedsgerichte, Abrüstungs- und Völkerrechtsverträge keinen dauernden Wert haben können, wenn nicht in allen Ländern eine Macht vorhanden ist, die ihre Einhaltung verbürgt. Diese Macht kann nur das internationale, sozialistische Proletariat sein. Solange dieses die politische Macht nicht in Händen hat, wäre es eine Torheit, von den Kapitalisten zu erwarten, daß sie etwas tun, wozu ihnen alle Voraussetzungen fehlen. Man kann nicht über den eigenen Schatten springen.

Es ist echt griechisch, wenn Euripides immer wieder in der Mahnung, der „Billigkeit“ die wahre Staats- und Lebenskunst erblickt und stets vor dem „Übermut“ als der Wurzel alles Bösen warnt. Diese Begriffe spielen auch sonst in der griechischen Philosophie und Kunst eine große Rolle. Dazu eben hat Zeus den Menschen die Vernunft gegeben, daß sie im Unglück nicht kopflos werden und im Glück nicht hoffärtig. „Törichte Menschen!“ ruft in später Selbsterkenntnis der Argiverkönig aus, „gütlich mögt ihr nicht nachgeben, und ihr tut's im Zwang der Lage.“

Und eure Staaten, die durch Unterhandlung  
den Streit beglichen könnten, tragen lieber  
durch Blutvergießen ihre Händel aus.

Ist es nicht unvernünftig, wenn der Mensch in den alltäglichsten Dingen des Lebens nützlich und schädlich zu unterscheiden vermag, nur nicht in so großen Dingen wie Krieg und Frieden? Diesen Gedankengang legt Euripides dem thebanischen Herold in den Mund, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß in diesem Munde eine Friedensmahnung sich nicht gerade folgerichtig ausnimmt. Der Herold meint:

Denn wenn das Volk vor der Entscheidung steht,  
ob Frieden oder Krieg, da rechnet niemand  
mit seinem eignen Tode, sondern schiebt  
das Übel seinem Nächsten zu. Es sollte  
nur jeder bei der Abstimmung den Tod  
vor Augen haben, Hellas würde dann  
von kriegerischem Wahnwitz nicht zerrissen.  
Und dabei kennt doch jeder gut und böse  
und findet von zwei vorgelegten Dingen  
das bessere leicht heraus. Nur daß der Frieden  
dem Menschen besser als der Krieg bekommt,  
der Frieden, den die holden Mäusen lieben,  
die Hölle geistern lassen, der am Wohlstand  
sich weidet, mit dem Flor der Kinder scherzt,  
das schlägt sich unsre Torheit aus dem Sinn,  
und Krieg beginnen wir und vergewaltigen  
den schwächeren Menschen und den schwächeren Staat.

Angeichts des Kriegsrausches der Völker sind das auch heute noch beherzigenswerte Worte. Verständigung! ruft Euripides den Staaten zu, und wenn er im Ideal eines weisen Regenten das Mittel sucht, um Frieden und Völkerrecht zu schützen, so doch nur deshalb, weil die Demokratie seiner Zeit nicht jene organisatorischen und kulturellen Machtmittel besaß, von denen wir wissen, daß sie die proletarische Republik der Zukunft besitzen wird. Die soziale Demokratie, wie wir sie erstreben, bedarf nicht der monarchischen Spitze. In ihr wird die Mahnung des Argiverkönigs, die er angesichts des Leichenzuges der gefallenen Helden ausspricht, ihre Erfüllung gefunden haben, jene Mahnung, die heute mehr denn je die Völker beherzigen sollten:

O Menschentorheit, wozu schleift ihr Schwerter  
und schlägt euch blutige Wunden? Haltet inne.  
Fort mit dem Streit. Dann mögen eure Staaten  
nebeneinander friedlich sich behaupten!  
Das Leben deut so wenig: sollen wir  
durch Streit und Hader selbst es uns vergällen?

Edwin Hoernle.



## Die Mutter als Erzieherin.

**Tapferkeit.** Die Jugend hat eine natürliche Vorliebe für alles Starke, Mutige, Heldenhafte. Sie begeistert sich für Menschen, die der Gefahr furchtlos ins Auge sehen und sie mit Tatkraft überwinden. Das beweist die Auswahl ihrer Spiele, das beweisen vor allem ihre Lieblingsbücher; Heldensagen, Reisabenteuer, Krieger- und Indianergeschichten erfreuen sich bekanntlich der größten Beliebtheit. Auch die jugendlichen Lebenspläne spiegeln diese Sinnesrichtung wieder: alle Berufe, die die Phantasie mit dem Schimmer des Heldentums umgibt, scheinen besonders erstrebenswert. Vom Seemann, Soldaten, Luftschiffer bis zum Lokomotivführer und Autochauffeur — überall ist es nicht das Einerlei täglicher Pflichterfüllung, sondern vielmehr die Überwindung außergewöhnlicher Schwierigkeiten und Gefahren, was die jungen Menschenlinder zu diesen Berufen hingieht. Die Jugend ist nach bekanntem Wort das Heldenzeitalter des Menschen, und es wäre traurig, wenn es anders wäre. Das graue Einerlei eines ungeliebten Broterwerbs ersticht diesen Heldengeist ohnehin meist nur allzufrüh — dann kommt bei den meisten die Zeit der Angst um die Existenz, die Zeit der Bedenken und der Rechnungsträgerei.

Je mehr wir uns aber an dem aufs Heldenhafte gerichteten Sinn der Jugend freuen, um so weniger übersehen wir die Gefahr, daß dieser Sinn heute, unter dem Eindruck des Weltkriegs, völlig in das Fahrwasser des Militarismus und der Kriegsbegeisterung gerät. Scheint es doch heute aus hundert Jugendbüchern, Gedichten, Broschüren und Zeitungsartikeln, als ob nur auf dem Schlachtfeld Mut bewiesen werden könne, als ob es keine andere Tapferkeit gäbe, als mit dem Schwert in der Hand. Eine solche Auffassung darf nicht in den Seelen unserer Kinder festwurzeln; es wäre Verrat an unserem sozialistischen Ideal, wenn wir das zuließen.

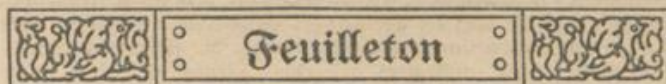
Da ist vor allem wichtig, die Lektüre unserer Jugend zu überwachen. Krieg bis aufs Messer oder besser: bis auf die Feuerzange den Erzeugnissen betriebamer Federfuchser, die jetzt schon Dutzende von Kriegsjugendbüchern auf den Markt geworfen haben! Geschichten, wo irgendein tollkühner Schiffsjunge oder ein sechzehnjähriger Kriegsfreiwilliger die abenteuerlichsten Heldentaten vollbringt, Espione entlarvt, den tödlichsten Gefahren entronnt und schließlich mit dem eisernen Kreuz erster Klasse geschmückt wird. Fort mit solcher Schundliteratur, die sich leider bereits in die Schülerbibliothek mancher Schulen eingeknistet hat! Wir schicken sie dem Herrn Bibliotheksleiter zurück mit einem kräftigen Brieflein. Statt Büchern der gekennzeichneten Art geben wir unseren Kindern griechische und deutsche Heldensagen in die Hand, Geschichten von kühnen Welt- und Forschungsreisenden, von Löwen- und Wärenjagden, meinetwegen auch Coopers Lederstrumpfgeschichten und Verstäders Abenteuerromane. Vor allem sollen sie von Freiheitshelden hören und lesen, von Winkelried und Tell, von Thomas Münzer und Florian Geyer, von den Revolutionskämpfen aller Zeiten.

Daneben aber sollen wir unseren Kindern zeigen, daß es noch andere und bessere Gelegenheiten gibt, Mut und Unerschrockenheit zu beweisen, als nur mit den Waffen in der Hand. Sie sollen erfahren von Rausen, Livingstone und Humboldt, von mutigen Lebensrettungen, von der opferfreudigen Tätigkeit der Hamburger Arbeiter bei Bekämpfung der Choleraepidemie im Jahre 1892 und ähnliches mehr.

Es gibt aber noch eine andere Tapferkeit, als die gegenüber rein physischen Gefahren, eine Tapferkeit, schwieriger zu üben, weil sie täglich von uns verlangt wird, nicht nur an gewissen Höhepunkten unseres Lebens, und weil ihr selten Anerkennung zuteil wird. Das ist die Tapferkeit auf sittlichem Gebiet. Gar mancher Junge, der vor den tollkühnsten Streichen nicht zurückschreckt, wird feige und erbärmlich, wenn er sich vor irgendeiner Autorität zu diesen Streichen bekennen soll: „Ich war's, ich hab's getan!“ Diese fittliche Tapferkeit, den Mut zur Wahrheit, sollen unsere Kinder achten und üben lernen. Und mit ihm den Mut zur eigenen Meinung, den Mut, anders zu sein, als die anderen. Die meisten Menschen sind Herdentiere: sie laufen mit der Masse, heulen mit den Wölfen, sind wohl auch gelegentlich tapfer, ja tollkühn, wenn sie des Beifalls der Masse gewiß sind. Man treibt Sport und macht tollkühne Wetten — weil die andern es tun, man raucht und trinkt — weil die andern es tun. Nur nicht aus der Reihe tanzen, nur nicht anders sein als die anderen und so etwa ihr Gelächter herausfordern! Die Gefahr, ausgelacht zu werden, scheint vielen Menschen — jungen wie alten — unerträglich als selbst die Lebensgefahr. Diesem Herdengeist zu widerstreben, nicht mit den Wölfen zu heulen, nur sich selbst und der eigenen Überzeugung

zu folgen, das erfordert Tapferkeit. Es gehört für manchen Jungen mehr Mut dazu, mit einem vielgeflachten Anzug oder einem altmodischen Mantel zur Schule zu gehen, als den stärksten Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Vor Jahren lernte ich einen Formerlehrling kennen, der eine schöne Probe moralischen Mutes abgelegt hat. Bei den Formern war es damals Sitte — ich weiß nicht, ob heute noch —, bei der Arbeit große Mengen von Alkohol zu genießen: die Arbeit in den heißen Gießereien macht durstig. So lernte auch unser Formerlehrling bald ganz tüchtige Quantitäten Bier und Schnaps zu vertilgen. Da ward ihm durch einen Freund klar gemacht, wie verhängnisvoll der Alkoholgenuss auf Gesundheit und Geisteskraft des Menschen wirkt, und er beschloß, keine geistigen Getränke mehr anzurühren. Von nun an nahm er sich Milch oder Kaffee mit zur Fabrik. Für seine Arbeitskollegen, auch die erwachsenen, wurde er daraufhin die Zielscheibe unaufhörlichen Spottes. Bald stellten sie ihm einen Eimer mit Kalkmilch, bald eine Säuglingsflasche auf seinen Arbeitsplatz. Aber der Junge ließ sich nicht anfechten, sondern blieb fest. Ich weiß manchen tüchtigen Turner und Ringer, der ihm das nicht nachgetan hätte. An unsere Proletarierjugend tritt oft genug die Gelegenheit heran, solche Tapferkeit zu beweisen. Nicht nur den eigenen Genossen gegenüber, die Zigarettenrauchen und Biertrinken als Zeichen der Männlichkeit bewundern und den verachten, der da nicht mithalten will, sondern auch gegenüber manchen Autoritäten in Schule und Leben, die unsere sozialistische Weltanschauung und unsere Organisationen verspotten, beschimpfen und verfolgen. Die Tapferkeit, zu der wir unsere Jugend erziehen wollen, besteht darin, für das Für-Recht-Erkannte, für die eigene Überzeugung einzutreten, unbeirrt vom Spott der Menge, aber auch nicht zurückschreckend vor Gefahren für Gut und Leben.

K. D.



## Lucy Stone.

Eine nordamerikanische Bahnbrecherin der Frauenbewegung.  
(Fortsetzung.)

Die Umstände, unter denen Henry Bladwell Lucy Stone nähertrat, sind charakteristisch für beide. 1853 waren den gesetzgebenden Körperschaften des Staates Massachusetts für die Einführung des Frauenwahlrechts nicht weniger als zwölf Petitionen mit über 2000 Unterschriften eingereicht worden. Vor einem Ausschuss des Parlaments sollten diese Petitionen begründet und diskutiert werden. Die Frauensache wurde durch Männer und Frauen von großem Ruf vertreten. Henry Bladwell, ein junger, angesehener Kaufmann aus Cincinnati, sah und hörte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal Lucy Stone. Es schmückte sie nicht mehr der blumenhafte besondere Reiz weiblicher Jugendblüte, den die Franzosen mit seiner Psychologie „des Teufels Schönheit“ nennen; jener Reiz, der in sich selbst die Rechtfertigung seiner sexuellen Macht über Männerbergen trägt. Jedoch Lucy Stones ganze Persönlichkeit war von jenem Zauber umweht, der der Abglanz einer großen, reinen Seele ist, die im Ringen um die höchsten Menschheitsgüter sich täglich in den Flammen grenzenloser Hingabe verzehrt, und die täglich in Begeisterung und Kraft wieder neugeboren ersticht, dem sagenhaften Vogel Phönix gleich. Wer in den Bann dieser Persönlichkeit geriet, der vergaß die Frage nach dem Geburtschein, er empfand nur die tiefe, lautere Herzensgüte, die urwüchsige Geistesstärke, die märtyrer- und heldenhafte Überzeugungstreue eines seltenen Menschen.

Wie ein Blitz zündete die Empfindung in Henry Bladwells Seele: die Frau da vor ihm, die mit unvergleichlichem Talent und leidenschaftlichem Eifer Bürgerrecht als Menschenrecht der Frauen forderte, sie war die Verkörperung des von ihm extrahierten Ideals edler Weiblichkeit. Er gelobte sich, Lucy Stone müsse die Seine werden. In der erregten geistigen und politischen Atmosphäre der Zeit knüpften sich zwischen den beiden Gleichstrebenden rasch Bande einer ungezwungenen Kameradschaftlichkeit, die zur herzlichen Freundschaft wurde. Henry Bladwells heiße Liebe wuchs und befestigte sich in ihr, und es kam der Tag, wo Lucy Stone sich eingestehen mußte, daß das Weib in ihr laut, stürmisch die Vereinigung mit dem begehrten, verbenden Manne forderte. Allein von dieser Erkenntnis bis zur Erfüllung war ein großer Schritt, der nicht ohne schwere innere Kämpfe getan wurde. Wohl war sich Lucy Stone bewußt, daß ihr Herz sich für keinen Würdigeren als Henry entscheiden konnte, wohl empfand sie beglückend die Wahlverwandtschaft, die sie mit unwiderstehlicher Macht zu diesem



Manne zog, und die eine harmonische, reiche Lebensgemeinschaft zu verbürgen schien, und dennoch währte es fast zwei Jahre, bis der Liebesraum volle Wirklichkeit ward.

Luch Stone war eheulich entschlossen gewesen, sich nie zu verheiraten. Sie hatte Klarheit darüber gewonnen, daß sie sich ohne Schächern und Heilschen um persönliches Glück in den Kampf für die Erhebung ihres Geschlechts einsehen müsse. Ihre Auffassung von der Pflicht als Vorkämpferin einer neuen Zeit und der Pflicht als Gattin und Mutter war eine so hohe, daß sie es für unmöglich hielt, beide Lebenskreise miteinander zu vereinigen, und sie gehörte nicht zu jenen, die leichten Herzens sich damit begnügen, zweierlei nur halb zu tun. Henry Blackwell gelobte Luch, daß durch die Liebe und Ehe die Frauensache nicht leiden, sondern gewinnen solle. Er selbst wolle sich ihr ganz widmen. Das Glück ihres Herzensbundes werde eine Quelle stärkster Kraft für gemeinsames Wirken im Dienste des einen großen Ideals sein. Und Henry Blackwell war nicht der Mann, der in taumelnder Liebesglut voreilige Worte in den Wind rief. Luch Stone hatte reichste Gelegenheit, zu erfahren, daß unbeugbarer Wille hinter seinem Wort stand.

Aber auch aus dem Weibsein der Kämpferin trochen Gedanken und Zweifel gegen die Bindung an das heiße, glückverlangende Herz. Ein überragender Zug ihres Wesens war die große Treue, eine Treue, die standhält bis zur Selbstvernichtung. Luch empfand und merkte die Lebensgemeinschaft mit einem Manne als ein Treuverhältnis, das ihren religiösen Anschauungen entsprechend Tod und Grab überdauern sollte. Treue um Treue war für sie eine innere Lebensnotwendigkeit. Die Studentin und Agitatorin war durch die Schule der Erfahrung gegangen. Sie hatte das herbe Schicksal mehr als einer Freundin miterlebt, die weder der Wert ihrer Persönlichkeit noch die Kraft ihrer Liebe vor dem Wechsel der Gefühle des geliebten Mannes bewahrt hatte. Die junge Frauenbewegung zog nicht bloß die Edelsten des Geschlechts an, sondern auch Schmierentomödiantinnen des Idealismus, die sich das Interesse für große Ziele auslegten, wie die Dornen Schminke, und das zu dem gleichen Zwecke, wie Olive Schreiner sich ausdrückte. Reiche Tageebinnen, für die sich des Lebens Inhalt in dem Liebespiel mit einem Manne von Ruf erschöpfte, und denen die struppellose Betrümmung einer Ehe der einzige Nachweis persönlicher Bedeutung dünkte. Luch hatte beobachtet, daß erst, glänzende Mannesnaturen geschmeichelt dem Werben solcher Frauen erlagen, weil ein aus Müßiggang und Gold geborener Dilettantismus sie blendete und den persönlichen Unwert vulgärer Männerjägerinnen verhüllte. Das Spiel endete nicht immer als burleske Komödie, bei der jedes lachend auf seine Rechnung kommt; oft genug stand am Abschluß die gebrochene „erste Frau“ und ein in Lüge und Schmutz verstrickter Mann, dessen Kraft ein Weib aufzehre, das auch geistig nur eine parasitäre Existenz zu führen vermochte. Luch Stones Gefühl für Henry Blackwell war stark wie jene Liebe, von der das Evangelium sagt: sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Ja, diese Liebe war bereit, alles zu dulden, soweit es sich um Luch selbst handelte. Aber sie war zu groß, zu rein, als daß sie nicht vor dem Gedanken gezittert hätte, der Geliebte könnte einst leiden, in Schuld und Fesse versponnen werden.

Andere Gedankenreihen waren noch bestimmend dafür, daß Luch Stone ihrem Henry und sich selbst eine lange Prüfungszeit auferlegte. Das Gesetz gab damals auch in den Vereinigten Staaten die verheiratete Frau vollständig in die Hand des Gatten, machte sie zu dessen Eigentum. Durfte, konnte eine überzeugte Verfechterin der Gleichberechtigung des Weibes sich solchem Gesetz unterwerfen, ohne sich und ihrer Überzeugung etwas zu vergeben? Der Gedanke an eine freie Ehe scheint — soweit wir wissen — Luch Stone ferngelegen zu sein, obgleich die freie Ehe in der Zeit und schon früher glänzende Befürwortung gefunden hatte, die der Kämpferin für das Recht des Weibes als Persönlichkeit sicherlich bekannt war.

Am 1. Mai 1855 wurde das Paar in Luchs Heimat getraut. Mehr als einmal hatten Gegner der Frauenbewegung im Scherz oder Ernst den Wunsch ausgesprochen, „bräutliche Küsse“ möchten den „beredten Mund“ der erfolgreichen Agitatorin schließen. Die Heirat erregte Aufsehen, und das junge Paar hielt es für seine Pflicht, durch eine grundsätzliche Erklärung die persönliche Angelegenheit der Sache des Frauenrechts nutzbar zu machen. Bei der Trauung wurde ein gemeinsamer Protest gegen die Ungerechtigkeiten der damaligen Ehegesetze verlesen und unterzeichnet; durch Zeitungen und Flugblätter fand er die weiteste Verbreitung, übte eine starke aufstüttende und überzeugende Wirkung aus und trug unstreitig zur Reform der Ehegesetze in den Vereinigten Staaten bei. Der Geistliche, der die kirchliche Zeremonie vollzogen hatte — er kämpfte später als Oberst im Bürgerkrieg gegen die Südstaaten —

schickte selbst diesen Protest einem Worcester Blatt mit einem Begleitbrief zu, in dem der Eindruck des Erlebnisses nachhallt.

„Es wurde mir das Vorrecht zuteil,“ so schrieb der Geistliche, „am 1. Mai eine Trauung in einem Farmerhause im Hügelland von West Wrooffield zu vollziehen. Der Bräutigam war ein Mann von erprobtem Wert, ein Führer der Antislavereibewegung in den Weststaaten. Der glänzende Name der Braut ist der ganzen Nation bekannt, sie ist eine Persönlichkeit, deren seltene geistigen Fähigkeiten durch die stille Schönheit ihres Herzens und Lebens übertrifft werden. Ich amtiere nie bei einer Trauung, ohne daß mir immer wieder aufs neue die Ungerechtigkeit unserer gegenwärtigen Ehegesetze zum Bewußtsein kommt. Die Grundauffassung dieser Gesetze ist, daß Mann und Weib nur eins sind, und daß das Eine der Mann allein ist. Deshalb geschah es mit meiner herzlichsten Zustimmung, daß bei der Trauung und als ein Teil der Zeremonie der nachfolgende Protest verlesen und unterzeichnet wurde. Ich sende ihn Ihnen zu, damit er andere beeinflussen möge, in der gleichen Weise zu handeln.“

Der Protest selbst, ein interessantes Dokument aus der Geschichte der Frauenbewegung, lautete also:

„Während wir unsere innere Zusammengehörigkeit und Wahlverwandtschaft anerkennen, indem wir in dem Verhältnis als Ehegatten vor die Öffentlichkeit treten, halten wir es für eine Pflicht gegen uns selbst und ein großes Prinzip folgendes zu erklären: Unsere persönliche Handlung bedeutet keine Anerkennung der heutigen Ehegesetze, bedeutet kein Gelöbnis freiwilliger Unterwerfung unter irgend eines der heutigen Ehegesetze, die es ablehnen, das Weib als ein selbständiges, vernünftiges Wesen anzuerkennen, die dagegen dem Ehegatten eine schädliche und unnatürliche Überlegenheit beilegen, indem sie ihm gesetzliche Rechte verleihen, die kein ehrenvoller Mann ausüben würde, und die kein Mann besitzen dürfte. Wir protestieren im besonderen gegen die Gesetze, die dem Mann übertragen:

1. Die Gewalt über die Person der Ehegattin.
2. Das ausschließliche elterliche Erziehungsrecht über die Kinder.
3. Den alleinigen Besitz und das alleinige Verfügungsrecht über das persönliche Eigentum der Frau, es sei denn, daß das Eigentum ihr vor der Eheschließung durch besondere Verträge gesichert oder daß es für sie vormündern übergeben wurde, wie dieses bei Unmündigen, Schwachsinnigen und Wahnsinnigen geschieht.
4. Den uneingeschränkten Anspruch auf den Ertrag ihrer Arbeit.
5. Ebenso protestieren wir gegen die Gesetze, die dem Witwer einen so viel größeren und dauernden Anspruch auf das Eigentum der verstorbenen Gattin geben als sie ihn der Witwe im Todesfall des Gatten zuerkennen.
6. Wir protestieren schließlich gegen das ganze Rechtssystem, demzufolge die geschliche Existenz der Frau während der Ehe aufgehoben ist, so daß der Ehefrau in den meisten Staaten nicht das geschliche Recht zusteht, über die Wahl des Wohnorts mitzubestimmen, ein Testament zu machen, im eigenen Namen zu prozessieren oder prozessiert zu werden und Eigentum zu erben.

Wir glauben, daß die persönliche Unabhängigkeit und die gleichen menschlichen Rechte niemals entzogen werden können, ausgenommen als Strafe für Verbrechen; daß die Ehe eine gleichberechtigte und dauernde Gemeinschaft sein soll und als solche vom Gesetz anzuerkennen ist; daß, bis die Ehe so von dem Gesetz anerkannt wird, die Ehegatten jedes in ihrer Macht befindliche Mittel anwenden müssen, um sich gegen die grundlegende Ungerechtigkeit der heutigen Gesetze zu schützen. Wir glauben, daß unter den geltenden Gesetzen im Falle von ehelichen Zwistigkeiten die Gerichte nicht angerufen werden sollen, sondern daß alle Schwierigkeiten behufs gerechter Entscheidung Schiedsrichtern vorzulegen sind, die von den Gatten selbst gewählt werden. So, während wir das Gesetz ehren, protestieren wir gegen Vorschriften und Gebräuche, die des Namens unwürdig sind, weil sie der Gerechtigkeit Gewalt antun, die das Wesen des Gesetzes sein soll.“

Der Protest war unterzeichnet Henry B. Blackwell, Luch Stone. Daß die Frau bei der Verheiratung den Namen des Mannes annimmt, dünkte der Kämpferin ein Symbol des Verlustes ihrer Persönlichkeit vor dem Gesetz. Nachdem ihr berühmte Juristen versichert hatten, daß es sich dabei nur um einen Gebrauch, nicht um einen gesetzlichen Zwang handle, beschloß sie mit der vollen Billigung ihres Gatten, ihren Mädchennamen weiterzuführen. Sie war und blieb Luch Stone während der fast vierzig Jahre ihrer harmonischen, glücklichen Ehe. Offizielle Schriftstücke unterzeichnete sie Luch Stone, Gattin von Henry B. Blackwell. (Fortf. folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Reifin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Metz Nachf. S. m. b. H. in Stuttgart.